

DEE BORRE

IGNORANCE

Umwelt-Mystery-Thriller / *Leseprobe*

Camden / Maine / USA

Langsam rollte der Wagen an den rechten Seitenstreifen der Küstenstraße aus und kam zum Stehen.

„Genau hier“, sagte Ron und stellte den Motor ab.

„Hier ist es?“

„Richtig. Siehst du den Trampelpfad da vorne? Dem müssen wir folgen. Dann kommen wir direkt zur felsigen Küste.“

Lisa gähnte herzhaft, reckte sich, so gut es im VW ging. Sie war immer noch ein wenig müde. „Hoffentlich ist es nicht so weit“, kam es mehr als undeutlich über ihre Lippen, als sie ausstieg.

Ron war schon am Kofferraum des Wagens, um seinen Rucksack herauszuholen. Die Haube schnellte so schwungvoll in die Höhe, dass Lisa einen kleinen Schrecken bekam. Ron sah es und musste lachen: „Komm, du Morgenmuffel, wir müssen uns beeilen. Es ist zwar nicht weit, aber trotzdem sollten wir nicht trödeln.“ Dabei achtete er nicht auf das Fahrzeug, das ihnen schon seit geraumer Zeit gefolgt war und nun ganz plötzlich beschleunigte. Den Rucksack mit dem Proviant geschultert, wollte Ron gerade wieder auf die Straße treten, um den Wagen abzuschließen, als er Lisas „Pass´ auf!“ hörte.

Schon raste der Mercedes um Haaresbreite an ihm vorbei, so dass Ron sich nur mit einem schnellen Sprung zur Seite in Sicherheit bringen konnte.

„Blödmann“, fluchte er dem sich schnell entfernenden Wagen hinterher, „Idiot. Wohl verrückt geworden? Mistkerl.“

„Was war das denn?“, fragte Lisa erschrocken. „Das ist doch nicht zu glauben. Gibt es davon mehrere hier?“

„Ich hoffe nicht“, grummelte Ron und schlug sich den Staub aus der Jeans. „Puh, das war knapp.“

Er wandte sich zu Lisa, konnte wieder lächeln: „Kopf hoch, nichts passiert, ist schon vorbei. Komm, lass’ uns gehen.“ Er spürte immer noch, wie sein Herz klopfte.

Die Jacken wurden übergezogen, das Auto abgeschlossen und man machte sich auf den Weg.

Noch zweimal drehte Ron sich um, aber der Raser blieb verschwunden.

Zehn Minuten hatten sie gebraucht, bis sie am Wasser waren.

Dort, am steinigen Strand, lief Lisa einige Schritte voraus, stellte sich auf einen kleinen Felsen und schaute aufs offene Meer. Genau vor ihr, nur einige hundert Meter entfernt, standen die imposanten Felsennadeln. Sie waren so, wie Ron sie beschrieben hatte: drei an der Zahl, hoch, bedrohlich ausschauend und leicht nach vorne gebeugt.

„Die *‘Drei Spanischen Kapitäne’!*“, flüsterte sie geradezu fasziniert.

Ron beobachtete für einen Moment den Horizont und setzte sich dann auf einen etwas höher gelegenen Felsen, den die Atlantikwellen in zehntausenden von Jahren völlig glatt geschliffen hatten. Eine Verfärbung längs der Steinblöcke links und rechts von ihm zeigte deutlich, wie weit das Wasser bei Flut hinauf brandete. Demnach war jetzt Ebbe.

„Lisa, setz’ dich zu mir. Gleich werden die ersten Strahlen der Sonne zwischen den Felsen hindurch blinzeln. Und dann passiert’s.“

“Du meinst, das rötliche Licht?“, fragte sie, als sie neben ihm Platz nahm.

Er deutete mit dem Finger zur aufgehenden Sonne: „Warte es ab.“

Sie war ganz gespannt, setzte sich und starrte wie er zum Meer.

Nun änderte sich das Licht.

Er beobachtete Lisa, sah, wie ihre Augen größer wurden und sie mit offenem Mund da sitzend nur noch staunte.

„Sei ehrlich, ein Morgenrot dieser Güte hast du noch nie gesehen, oder?“, fragte er, wirkte gar ein bisschen stolz.

Sie blickte sich um, von links nach rechts, nach vorne und nach oben: „Das ist ja Wahnsinn, alles rot um uns, die Bäume, die Felsen, das Meer, selbst wir sehen fast rot aus. Wie ist so etwas möglich?“, stammelte die sichtlich beeindruckte Lisa. „Noch nie habe ich einen solchen Sonnenaufgang erlebt. Wahnsinn, einfach gigantisch!“

„Ist leider gleich wieder vorbei. So eindrucksvoll sieht man es übrigens nur hier vom Strand aus. Weiter oben, von der entfernteren Küstenstraße ist die Rotwirkung nur halb so intensiv. - Siehst du, es lässt schon nach. Meistens dauert es nur Minuten, bis die Sonne komplett aus dem Meer aufgetaucht ist. Anschließend wird wieder normales Morgenlicht an Stelle der Verfärbung treten. Ich glaube, das hängt mit der Lichtbrechung und mit unserer Lage hier auf der nördlichen Erdhalbkugel zusammen, oder mit all den rot gefärbten Wäldern hier um diese Jahreszeit, ich weiß es nicht. Zu anderen Jahreszeiten ist das Phänomen jedenfalls nicht zu beobachten.“

Sie lehnte kurz ihren Kopf an seine Schulter, versuchte, sich den fantastischen Eindruck einzuprägen. Den `wilden` Autofahrer dagegen hatte sie schon wieder vergessen.

„Weißt du, ich bin dir sehr dankbar dafür, dass du mich hierher gebracht hast“, seufzte sie voller Zufriedenheit. „Ich habe wirklich noch nicht viele Naturschauspiele gesehen oder miterlebt, aber gerade, vor wenigen Minuten, wurde mir wieder bewusst, wie schön unsere Erde und die Natur mit ihren Geheimnissen ist. Und darum lohnt es sich, für sie einzustehen und für die Schönheiten dieser Erde zu kämpfen.“

Beide schwiegen, genossen den Moment.

Plötzlich drehte Lisa den Kopf, schaute die flach ansteigende Küste mit ihrer üppigen Vegetation hinauf, die einige Höhenmeter weiter in einen Wald übergang: „Und dort oben soll von dir erwähnte Hütte sein?“

Ron nickte: „Ganz richtig. Die verfallene Hütte des alten Fischers. Nebenbei: hier, wo wir im Augenblick sitzen, gehört auch zum Besitz des Hütten-Grundstücks. Aber da ich hier unten am Strand noch keine Zäune sehe, ist das Grundstück sicherlich noch nicht verkauft. Das ist gut, sehr gut.“

„Gibt es denn weiter oben Zäune?“

„Oh, ja, zur Straße hin, damit das Wild nicht auf die Fahrbahn springen kann.“ Dann schaute er sie an: „Und? Hast du Lust und Mut, die alte Hütte zu sehen?“

„Na klar“, sprudelte es aus ihr heraus. Sie stand auf, reckte sich abermals, als wäre sie erst jetzt aus dem Bett gekrochen und baute sich dann vor Ron auf. „Okay, also dann auf zur Hütte.“

Unterwegs auf der Herfahrt hatte Ron erzählt, dass sich die früheren Besitzer dieses Küstenstreifens strikt geweigert hatten, den Bau einer Straße durch das Grundstück zuzulassen. So führte die Küstenstraße an der Stelle, wo sie beide den VW abgestellt hatten, rechtwinkelig von der Küste weg und verlief für einige Meilen in weitem Abstand an dem Privatgrundstück vorbei. Während der Zugang vom Strand zum Wald immer frei gewesen war, wurde schon vor über siebzig Jahren zwischen Grundstück und Straße ein großer Zaun gezogen. So existierte auch nur ein Weg zur verfallenen Hütte, und zwar vom Strand aus. Er führte schräg hinauf auf die bewaldete Anhöhe, vorbei an Wildsträuchern und Kiefernbeständen, hinein in den Hochwald.

Als Ron und Lisa schnaufend oben ankamen, drehten sie sich zum Meer um. Von hier oben war der Blick noch einmal so beeindruckend.

Lisa war begeistert. Obwohl sie aus ihrer Heimat jede Menge schöner Fjord-Landschaften kannte, erschien ihr diese Küstenregion von einer ganz anderen Schönheit zu sein.

„Weiter geht’s“, forderte Ron seine Freundin auf. „Aber nun wird es etwas dunkler.“

Und in der Tat, als sie dem schmalen Pfad tiefer hinein in den Wald folgten, wurde es nicht nur schummeriger, sondern auch kühler. Obwohl Ron lange nicht mehr hier war, konnte er sich an den Weg zur verfallenen Hütte gut erinnern. Viele der Ahorn-, Birken- und Buchenbäume, welche die Kiefern in Küstennähe ablösten, gaben durch ihre

Position und ihren Wuchs dankbare Hilfestellungen und nach einer halben Stunde blieb er stehen und stieß Lisa an: „Da, schau´, da ist sie - die Hütte.“ Er zeigte in einen Birkenhain, etwa hundertfünfzig Meter vor ihnen.

„Wo? - Ich sehe keine.“

„Na dort“, wiederholte er und deutete abermals mit der Hand in die Richtung. „Du darfst natürlich keine intakte, schöne weiße Unterkunft mit einem Dach erwarten, sondern nur Reste dreier Wände. Da vorne, der grünliche Haufen. Das ist sie.“

Jetzt sah auch sie etwas, was man mit viel Vorstellungsvermögen für eine Hütte halten könnte. Sie hatte sich die diese irgendwie anders vorgestellt.

Nach wenigen Minuten war die alte verfallene Trapper-Behausung erreicht.

Lisa trat mit dem Fuß gegen eines der abgebrochenen Wandhölzer: „Sag´, und diese Hütte soll so irre alt sein und keiner weiß, wer sie erbaut hat?“

„So ist es“, war Rons Antwort. „Ist schon eigenartig, nicht?“ Dann deutete er nach Osten. Lisa schaute in die Richtung: „Hey, genau wie du sagtest, die Spitzen der *‘Drei Spanischen Kapitäne’* kann man sogar von hier oben aus noch sehen!“ Sie stutzte: „Aber wenn von hier aus keine hohen Bäume die Sicht auf´s Meer versperren, sind wir dann nicht in einem Bogen hier hinauf gestiegen?“

„Scharf erkannt“, bestätigte Ron, „aber das mussten wir auch. Denn dort, wo anscheinend die Bäume fehlen, geht es steil bergab, befindet sich eine Felswand. Da hätten wir auch gar nicht hoch gekonnt. Das ganze Felsmassiv dort ist vor vielen tausend Jahren einmal abgebrochen. Komm, lass´ uns die Hütte *‘einnehmen’* und uns etwas stärken. Tun wir einfach so, als stände das Blockhaus noch komplett, wäre doch irgendwie lustig. Was meinst du?“

Mit einem lachenden *‘Ja’* folgte sie ihm über kreuz und quer liegende, bemooste Holzteile, deren Bearbeitung von Menschenhand noch gut zu erkennen war, weshalb sie demnach einstmals zum Baumaterial dieser Hütte gehört haben mussten.

Die Größe der ehemaligen Unterkunft von ungefähr sieben mal zehn Metern ließ sich unschwer erahnen. Sie musste ursprünglich nur aus einem einzigen Raum bestanden haben, denn Ansätze von Innenwänden waren nicht auszumachen. An der dem Meer

abgewandten Seite war einstmals eine große Feuerstelle gewesen, nur hier lagen gebrannte Tonziegel verstreut auf dem Boden, die auf die Existenz eines Kamins hindeuteten. Wie Holzreste seitlich an den unteren Innenwänden zeigten, gab es früher auch einen Fußboden. Jetzt hatte allerdings der Wald sein Recht zurückgeholt und trieb wieder Pflanzen aus dem Boden, ausgenommen an einer fast kreisrunden Stelle mitten in der Hütte.

Den Rucksack schon von den Schultern genommen, setzte Ron sich in die einzige stabil wirkende Ecke der Ruine, holte eine Thermoskanne mit heißem Kaffee heraus und einige belegte Brote.

Es schmeckte beiden hervorragend so früh am Morgen.

Jetzt reichten auch die Strahlen der aufsteigenden Sonne bis in die Rest-Hütte und spiegelten sich in den polierten Trinkbechern aus Metall. Das Sonnenlicht begann den Birkenwald zu durchfluten und nahm etwas von der Mystik des Ortes.

Lisa ließ sich gerade ein zweites Butterbrot schmecken, als sie plötzlich aufhörte zu kauen und die Ohren spitzte. Da wieder: knackende Äste, noch weit weg, aber ganz deutlich. Sie erfasste Rons Arm: „Hör mal, da ist jemand, da draußen im Wald ist jemand.“

Auch Ron verhielt sich ganz still, lauschte.

Wieder in der Ferne das Knacken zertretener, trockener Äste. Dann Ruhe, und wieder Schritte.

„Wer kann das sein“, flüsterte Lisa, schaute Ron ängstlich in die Augen, „kommen hier öfters Wanderer vorbei?“

„Nein, normalerweise nie. Denn kaum jemand weiß von der Hütte, und auch den Pfad hierhin kennen wirklich nur die wenigsten.“

Schon wieder vernahmen sie die Geräusche im Unterholz.

„Da kommt jemand aus westlicher Richtung, ist aber bestimmt noch zwei-, dreihundert Meter entfernt“, analysierte er. „Es ist nur seltsam, nach Westen hin ist das ganze Grundstück eingezäunt. Wie kann man von dort kommen? Und warum treibt sich jemand so früh im Wald herum? Vielleicht Jäger?“

„Jäger, hier?“

Shit, dachte Ron, denn er merkte, dass er Lisa ungewollt Angst gemacht hatte.

„Und wenn es der verrückte Autofahrer von vorhin ist“, mutmaßte sie, zusammengekauert in der Ecke sitzend. Sie vergaß sogar ihr Brot weiter zu essen.

„Ganz ruhig. Mach´ dich nicht verrückt. Vielleicht ist es nur ein harmloser Spaziergänger. Und womöglich geht er im dichten Unterholz sowieso an dieser Hütte vorbei. Jedenfalls hört es sich nur nach einer Person an. Seien wir einfach still und locken ihn nicht noch her.“

Er legte seinen Arm um ihre Schulter, zog sie zu sich. Angst? Nein, er hatte keine, nicht um sich. Um Lisa? Vielleicht. Man wusste nie genau, wie sich eine mögliche Begegnung im Wald am frühen Morgen entwickeln konnte. Man musste ja nicht unbedingt ein Zusammentreffen herausfordern. Also still verhalten.

Schon wieder ein knackendes Geräusch, nur jetzt viel lauter. Keine Frage, jener, der da durch den Wald schlich, kam geradewegs auf sie zu.

Jetzt konnten sie schon einzelne Schritte ausmachen. Ganz vorsichtig bewegte Ron sich seitlich, wollte einen Blick über die hölzerne Deckung wagen, vorsichtig erspähen, wer da auf sie zukam. Dabei stieß er versehentlich gegen seinen Trinkbecher, der mit einem hellen `ping´ auf einen der verwitterten Kaminziegel fiel. Der Kaffee ergoss sich über den Stein und sickerte schnell in den Boden.

Sie hielten instinktiv die Luft an, lauschten.

Abrupt waren in diesem Augenblick auch die Schrittgeräusche verstummt. Dafür vernahmten sie jetzt ein helles, metallisches Klicken, dann nochmal.

Ron zuckte zusammen. Er erkannte dieses Geräusch als das Durchladen eines Gewehres.

Wer auch immer da aus dem Unterholz des Waldes auf sie zukam, war bewaffnet und wusste jetzt, dass sie hier waren.

Die Nerven waren zum Äußersten gespannt.

War das vielleicht doch keine so gute Idee, heute Morgen hier herauszufahren, dachte Ron und machte sich in diesem Augenblick doch Sorgen um Lisa. Konnte er sie

beschützen, vor wem oder vor was auch immer? Er hatte keine Waffe bei sich, suchte verzweifelt nach einem Stück Holz, etwas, das stabil und schwer genug aussah, einem eventuellen Angriff zu trotzen. Da, der war genau richtig, entschied er, und blitzschnell zog er einen Ast zu sich heran. Dieses erzeugte wieder Geräusche.

Ihm war, als wären diese laut genug, um sogar seine lang schlafenden Kommilitonen in Boston zu wecken.

Immer noch hielt Lisa das Butterbrot in der Hand, biss sich auf die Unterlippe, was hatte Ron noch vor kurzem gefragt: 'Hast du Mut genug?' Und nun? Wo war ihr Mut? Damit, dass jemand hier im Wald um die Hütte schlich, ja damit hatte sie natürlich nicht gerechnet. Aber Ron war da. Er schien keine Angst zu haben. Wie kam es aber, dachte sie weiter, dass sie Furcht spürte, sich aber trotzdem in seiner Nähe irgendwie geborgen fühlte?

Sie lauschten, ganz ruhig war es, keine Schritte, keine zerbrechenden Äste. Wollte der Fremde auch nicht entdeckt werden?

Ron erhob sich ganz langsam. Den Knüppel fest umklammert, wollte er es jetzt wissen, beugte sich vor, gedachte an der morschen Wand vorbeizuschauen.

In diesem Augenblick krachte ein Schuss.

Eine Kugel pfiff dicht an seinem Kopf vorbei und zerfetzte den oberen Teil des Astes in seiner Hand. Die Wucht riss ihm förmlich den Knüppel weg. Zu Tode erschrocken duckte er sich blitzschnell, griff nach seiner schmerzenden Hand: „Da schießt jemand auf uns. Bleib´ in Deckung, Lisa, um Gottes willen, bleib´ unten.“

Erregt starrte er vor sich auf den Boden, versuchte einen klaren Gedanken zu fassen, blickte dann zu Lisa hinüber.

In ihren Augen konnte er Panik erkennen, schwang sich zu ihr hin und umfasste ihre Hand: „Komm“, flüsterte er, „komm Lisa, ganz ruhig. Wir müssen hier weg, schnell, okay? Da vorne können wir durch. Keine Angst, wir schaffen es.“

Ungeachtet seiner Schmerzen packte er ihre Hand noch fester und zog sie mit sich. Nacheinander kletterten sie gebückt durch die Öffnung, die einmal ein Fenster gewesen sein könnte und liefen, so schnell sie konnten, in Richtung des Meeres. Rucksack,

Butterbrote, Thermoskanne, alles blieb zurück, unwichtig, nur weg hier, waren ihre Gedanken.

Und wieder schlug ein Schuss unmittelbar neben Ron ein, diesmal in den Stamm einer jungen Birke. Die Rindenteile splitterten auseinander.

Da schießt einer mit einem großkalibrigen Gewehr, durchzuckte es Ron, und verdammt, wahrscheinlich auch noch mit Zielfernrohr. Was hat der vor? Wir sind doch keine tollwütigen Füchse.

Beide hetzten vorwärts so schnell sie konnten.

Hinter einem umgestürzten Baumstamm verharrten sie einen Augenblick, atmeten tief durch, schauten sich voller Anspannung an. Wurden sie noch verfolgt? Es war so verdächtig ruhig.

Dann durchpeitschte erneut ein ohrenbetäubender Knall die Luft, sie hörten das Pfeifen der Kugel über ihren Köpfen. Instinktiv duckten sie sich noch tiefer. Doch was war das? Vernahmen sie jetzt auch noch Hundegebell?

„Nicht auch noch Hunde, verdammt“, fluchte Ron außer Atem, „los weiter, bevor der oder die uns aufspüren.“

Sie rannten weiter.

Ein ums andere Mal blieb Lisa mit ihren langen Haaren an den Ästen der Sträucher und Bäume hängen, immer begleitet von einem kurzen 'Aah' oder 'Autsch', aber sie lief mit. Jetzt überholte sie sogar Ron, war vor ihm, scherte halblinks aus, fand hier eine bessere Route durchs Unterholz und hastete weiter. Selten reichte die Sicht mehr als zwanzig Meter.

„Halt, Lisa, stopp, pass auf, da vorne geht's abwärts. Die Felswand, pass auf, niiiicht!“

Doch seine Warnung kam zu spät. Er sah, wie sie die Balance verlor, taumelte und nach unten stürzte.

„Liiisa“, schrie Ron, „oh Gott, Lisa“, und schon hastete er an die Felskante, wo er sie hatte verschwinden sehen. Jegliche Gefahr außer acht lassend beugte er sich vornüber. Dann sah er sie. Sie lag ungefähr vier Meter tiefer auf einem Vorsprung und winkte ihm mit heftigen Armbewegungen zu: „Mir ist nichts passiert. Komm, spring' runter,

schnell, hier ist eine Nische in der Felswand, in der man sich verstecken kann, mach schon, spring' endlich, hör doch, das Hundegebell.“

Ron zögerte nicht, setzte zum Sprung an und landete genau neben ihr.

Der Felsvorsprung war nur an dieser Stelle drei Meter breit, ansonsten wäre ein Sturz in die Tiefe unvermeidbar gewesen. Doch weiter darüber nachzudenken war jetzt müßig. Da war jemand hinter ihnen her, wollte sie anscheinend töten.

Beide krochen flink in die Felsennische, so dass sie von oben nicht mehr gesehen werden konnten. Sie versuchten so lautlos zu atmen, wie es ging. Nur ihr Puls hämmerte unbeirrt weiter.

Schüsse fielen nicht mehr.

Sie warteten, lauschten.

Plötzlich war das Bellen des Hundes wieder da, lauter und näher.

Jetzt hatten sie das Gefühl, dass der Hund direkt über sie sei. Sie hörten das Schnuppen, Hecheln, das triumphierende Gebell, das ein Erfolgserlebnis mitteilen wollte.

Schritte kamen rasch näher. Jemand kniete sich am Klippenrand nieder und schaute in die Tiefe.

Ron und Lisa hielten den Atem an, er drückte sie fest an sich.

„Hallo, ist da unten jemand“, rief eine Stimme mit fröhlichem Unterton, „hey, ihr da unten könnt ruhig rauskommen. Ich habe den Rucksack gefunden, die Thermoskanne und die beiden Becher. Kommt raus, ich verrate auch niemandem, dass ihr hier Schießübungen veranstaltet habt. Na los, ich habe nur ein paar Fragen. Ich bin auch nicht vom Sheriffbüro oder ein Ranger, Parkaufseher oder etwas ähnliches. Los, zeigt euch endlich.“

Ron schaute Lisa an, legte seinen Zeigefinger auf seinen Mund, wartete, bis er sicher war, dass Lisa ihn verstanden hatte, nahm dann sein Herz in beide Hände, kroch langsam aus ihrem Versteck hervor und schaute nach oben.

„Hallo, junger Mann, keine Angst, ich verrate euch nicht“, schallte es ihm entgegen.

Ron erspähte einen älteren, kauzig wirkenden Mann in einem Batikhemd. Seine grauen Haare trug er unter einer Baseballkappe hinten zu einem Zopf zusammen gebunden. An seiner Seite blinzelte ein Schäferhund mit nach vorn gerichteten Ohren zu ihm herunter.

Der Mann zwinkerte ihm zu: „Bisschen ballern in der Früh´ macht schon Laune, nicht wahr?“

Doch bevor Ron antworten konnte, sprudelte der Fremde weiter: „Hey, habe ich euch erschreckt, oder mein Hund? Oh, das tut mir leid. Darf ich mich vorstellen: Arnim Clausseé aus Boston, eigentlich aber aus Arizona. Bin hier nur auf der Durchreise, zu Forschungszwecken. Und...“

„Sie haben nicht auf uns, äh, auf mich geschossen, Sir?“, unterbrach Ron etwas irritiert.

„Wer? Ich? Gott bewahre“, antwortete Clausseé, dabei erblickte er jetzt auch die verängstigte Lisa, die ebenfalls aus der Nische hervorgekrochen kam, „ich dachte, ihr hättet Schießübungen abgehalten.“

„Nein, haben wir nicht. Auf uns ist geschossen worden“, erwiderte Lisa, die immer noch sehr argwöhnisch nach oben schielte.

„Aber nicht von mir. Bestimmt nicht. Ich bin nur mit meinem Hund Texas hier, und ich wollte eigentlich zur Küste.“

„Quer durch den Wald?“, fragte Ron misstrauisch, „da gibt es aber andere Wege.“

„Glaube ich gerne, aber ich bin nicht von hier und kenne mich nicht so gut aus in dieser Gegend. - Was ist? Wollt ihr eigentlich den ganzen Tag da unten verbringen, oder soll ich euch hoch helfen?“

„Ja, okay, aber wie?“

„Moment, junger Mann, ich schaue mich mal um.“

Wenige Minuten später war Clausseé fündig geworden, und ließ einen dicken Baumstamm hinunter, an dessen abgebrochenen Aststümpfen man wie auf einer Leiter nach oben klettern konnte.

„Tut der Hund auch nichts?“, fragte Lisa, als sie hinter Ron, oben angekommen, unvermittelt dem Schäferhund in die Augen sah.

„Texas ist eine Seele von einem Hund. Glaubt mir. Vielleicht hat er sogar den geheimnisvollen Schützen vertrieben, wenn ihr beide es nicht gewesen seid, die hier rumgeballert haben.“

„Ich hab’s schon gesagt, nicht wir haben geschossen, sondern auf uns ist geschossen worden!“, erregte sich Ron, ergriff gleichzeitig Lisas Hand und wandte sich zu ihr. „Sorry Lisa, so habe ich mir den Ausgang des rötlichen Sonnenaufgangs bestimmt nicht vorgestellt.“

Lisa schaute ihn an. Er sah mitgenommen aus, und trotzdem ... er war ... sie wusste nicht, wie sie ihre augenblicklichen Gefühle beschreiben sollte, sie wusste nur, dass sie noch mehr für ihn empfand. Aber was fühlte er, war seine Zuneigung ihr gegenüber ebenso stark?

Gemeinsam machten sie sich wieder auf den Rückweg zur Hütte. Alles war, wie sie es fluchtartig verlassen hatten. Die Thermoskanne war noch dicht verschlossen. Das bedeutete, dass es noch heißen Kaffee gab.

Plötzlich schaute Ron auf: „Sagten Sie vorhin, Ihr Name sei Claussee?“

„Ja, richtig.“

„Arnim Claussee, der, verzeih’n Sie mir, verschrobene Professor mit der `Erdwall-Schlangen-Theorie aus Adams Country’?“ Ron blinzelte den Fremden prüfend an.

Dieser zeigte sich überrascht: „Ja, wenn ihr es so wollt, ja. Aber kennen wir uns?“

„Oh, nein, nicht direkt, nur vom Hörensagen, aber auch nur, wenn Sie zufällig einen gewissen Professor McHolis aus San Francisco kennen.“

„McHolis? Wow! Texas, hörst du, sie meinen John!“ Der Fremde mit dem Hippie-Hemd hüpfte über einen quer liegenden Stamm, schaute erst zu Ron, dann zu Lisa, beugte sich zu ihr herunter: „Junge Frau, also, McHolis ist nicht nur ein guter Bekannter von mir, er ist sogar mein Freund. Dieser Hörsaalwissenschaftler ist tatsächlich mein bester Freund, stimmt’s Texas?“

Der Hund regte sich nicht, lag jetzt nur gelangweilt zu Füßen des Professors.

Ron lächelte: „Mann, dann sind Sie es wirklich, Clausseé. - Lisa, erinnere dich an Birmingham. Da trafen wir doch Bellas Onkel, Prof. McHolis, und der hatte uns bezüglich des Zeichens doch gesagt, nur ein Mann namens Clausseé könnte uns wirklich weiterhelfen. Und jetzt ist er hier, ohne, dass wir ihn extra aufsuchen mussten. Ist doch irre. Oh, Entschuldigung“, damit wandte er sich zu Clausseé, „meine Begleiterin, die immer noch ein wenig erschrocken dreinschaut, ist Lisa Borgdal aus Schweden und ich bin Ron Millar, freut mich, Sie kennenzulernen, Sir.“

„Ganz meinerseits. Äh, aber wie war das? Sagte McHolis `weiterhelfen`. Wobei weiterhelfen?“ Clausseé war irritiert und neugierig zugleich, schob die Kappe zur Seite und kratzte sich am Kopf, „er meinte wirklich, ich könnte euch weiterhelfen? Ja, in welcher Angelegenheit denn, bitteschön?“

Lisa, die damit beschäftigt war, ihre auf der Flucht erlittenen Kratzer und Abschürfungen an Armen und Beinen zu begutachten, blickte herüber und antwortete, noch bevor Ron den Mund aufmachen konnte: „Bei der Suche nach einer Erklärung.“

„Einer Erklärung? Was für einer Erklärung?“

„Es geht um ein altes Symbol, das Freunde aus Skandinavien als Umweltlogo nutzen. McHolis meinte, es sei indianischen Ursprungs, obwohl es, wie wir nachgeprüft haben, aus dem Norden Europas stammte, wahrscheinlich von den Wikingern.“

„Oder aus Mexico“, ergänzte Ron.

Clausseé warf plötzlich den Kopf in den Nacken, tippte ihn sanft an die Schulter und begann zu lachen: „Millar, ja genau, dann bist du der junge Mann, der McHolis die Sache von den drei Felsen im Meer erzählt hat? Oh, mein Gott, deiner Story wegen bin ich von Boston zu diesem Küstenabschnitt hergefahren. Mann, ist doch nicht zu glauben, hey.“ ...

Hopi-Pueblo

Ron sah Lisa an, zog sie zu sich heran und nahm sie ganz fest in seine Arme.

Er küsste sie, flüsterte dann: „Ich konnte sehen, welch´ angstvolle Gedanken durch deinen Kopf gingen, die Sorge, deine Familie in Schweden möglicherweise nicht mehr

wiedersehen zu können. Ich bin mir sicher, der Kachina-Führer verfügt über magische Kräfte. Stell' dir vor, ich spürte deine Angst in meinem Herzen, unglaublich.“

Lisa überschüttete Rons Gesicht mit vielen kleinen, innigen Küssen, drängte ihren Körper ganz dicht an ihn heran: „Ich will hier weg, ganz schnell, Ron, nur weg aus diesem Pueblo.“

Er streichelte ihr Haar. Seine Hand glitt ganz behutsam über ihr Gesicht: „Morgen fahren wir, bestimmt. Wir sollen nur noch diese fantastische Geschichte aufschreiben, und dann lassen die Hopi uns sicher gehen.“

Lisa antwortete nicht. Sie wollte sich nur noch wohlfühlen in seinen Armen. Sie spürte eine angenehme Müdigkeit. Kurze Zeit später lag sie eingeschlummert in Rons Armen. Wie lange waren sie eigentlich seit dem letzten Aufstehen auf den Beinen?

Als Dan Datchongvi sie weckte, lagen sie noch so zusammengekuschelt, wie sie eingeschlafen waren. Er wollte sie zum letzten gemeinsamen Frühstück hier auf Tukunavi abholen. Sie begleiteten ihn in den Raum mit dem großen Tisch. Zu diesem Morgenmahl erschienen weder Joan Besavaya, Little G. Wing noch Prof. Clausseé. Dan beruhigte das junge Paar auf Fragen nach ihren Begleitern. Genaueres konnte er ihnen aber auch nicht sagen – oder er wollte es nicht.

Nach dem Essen hatten sie nun ganze drei Stunden Zeit, alles Wesentliche aufzuschreiben, dann würden sie zurückgebracht werden in ihre Welt. Okay, dachte Lisa, aber was wird aus Clausseé und Little G. Wing, dem Indianerpolizisten? Werden sie auch wirklich 'freigelassen'? Dan danach zu fragen wäre eh aussichtslos, der würde darauf ohnehin nicht antworten. Ach, ganz sicher kommen sie auch bald frei, machte sie sich Mut.

Unverzüglich begannen sie und Ron unzählige Blätter Papier zu beschreiben. Das Aufzeichnen schien wie von selbst zu gehen. Sie schrieben und schrieben, als hätte sich die Botschaft des alten Kachina Wort für Wort in ihre Köpfe gebrannt. Als sie aber zu der Stelle kamen, wo sie über den Mond berichteten, spürte Ron, genau wie Lisa eine seltsame Traurigkeit in sich. War es der Gedanke, dass der alte Kachina-Führer der

Menschen wegen sterben musste, wie einst Jesus von Nazareth? Doch während Christus bewusst die Sünden der Menschen auf sich genommen hatte, war dieser dazu verdammt worden. Und nur, weil er den neuen Erdenbewohnern einst geholfen hatte. Oder kam diese Betrübnis, weil das Ende bevorstand? Das Ende aller Menschen auf Erden, der guten wie der bösen, der alten wie auch der jungen unschuldigen Kinder? Ungewollt rollten einige Tränen über Lisas Wangen, tropften auf das Papier. Ron war es ebenfalls schwer ums Herz. Er musste schlucken, dachte er doch an die erträumte Zukunft mit Lisa. Er hörte auf zu schreiben, stützte sich mit den Ellenbogen auf und vergrub dann sein Gesicht in den Händen. Lisa mochte auch nicht mehr weiterschreiben. Sie lehnte sich wortlos zurück, biss sich bekümmert auf die Unterlippe. Es herrschte völlige Stille im Raum, dass sogar das schwache Knistern der Fackeln zu vernehmen war.

„Halt mich fest“, forderte sie plötzlich Ron auf, „halt mich fest, damit ich nicht noch verrückt werde. Das ist doch alles ein Traum? Das muss ein Traum sein, es kann gar nicht anders.“

Er rutschte mit seinem Stuhl zu ihr herüber, zog sie an sich heran und legte seine Arme ganz fest um ihren Körper.

„Leider kein Traum, flüsterte er ihr ins Ohr, versuchte ihr Kraft zu geben, „aber wir beide kommen da schon durch.“

Sie blieben minutenlang sitzen, sprachen nicht; verharrten in Bewegungslosigkeit. Was sie in diesem Augenblick der Hoffnungslosigkeit an Nähe verspürten, schmiedete ihre Herzen noch stärker zusammen.

Sie hatten nicht bemerkt, dass Tom Datchongvi in den Raum gekommen war. Er kam mit der Spur eines Lächelns auf sie zu: „Ron, kannst du einen Pickup fahren?“ Dabei hielt er ihm einen Wagenschlüssel entgegen, der im Licht der Tischkerze blinkte.

„Einen Pickup?“, fragte Ron zögernd. „Ja, na klar, kein Problem.“

Tom gab ihm den Schlüssel: „Ihr könnt gehen. Die Zeit ist abgelaufen. Ihr seid bereit, die letzte Chance für die Menschen jetzt zu ergreifen. Nehmt eure Aufzeichnungen und gebt sie den Menschen, damit sie zu verstehen lernen. Den Aufenthaltsort des Kachinas dürft ihr aber auf keinen Fall preisgeben. Weder der Kachina noch wir Hopi sind befugt,

nach dem alten Gesetz bei Todesstrafe, über das große Geheimnis in Tukunavi zu berichten. Auch dürfen wir die Menschen nicht warnen vor der Erfüllung der Prophezeiung oder der Apokalypse, wie es die Bibel der Christen nennt. Aber ihr seid gekommen, um uns und auch euch zu retten. Fahrt los. Beeilt euch, denkt an den sterbenskranken Kachina, denkt an die Zukunft, an eure Zukunft!“

Tom brachte sie zurück zu ihrer Unterkunft: „In fünf Minuten komme ich euch holen, packt eure Sachen und dann wartet hier auf mich.“

„Aber was ist mit Little G. Wing und dem Professor? Gehen sie denn nicht mit?“

„Sie kommen nach, Lisa, du kannst dich darauf verlassen.“ Dann ließ Tom die Tür ins Schloss fallen.

In Windeseile waren die Sachen zusammengerafft, schnell noch einen Apfel in die Jackentasche gesteckt, und dann warteten sie auf Tom Datchongvi.

Die Sorge um ihre Weggefährten war einem Anflug von Freude über das eigene ‚Herauskommen‘ gewichen. Nein, einen vierten Tag würden sie absolut nicht mehr in diesen fensterlosen Räumen verbringen wollen.

Tom kam zurück. Er war alleine.

„Ohne Augenbinde?“, fragte Ron, als sie in den Gang einbogen, dessen enorme Länge Ron schon bei ihrer Ankunft aufgefallen war und an dessen Wänden unter anderen auch ein Hakenkreuz gemalt war.

„Ihr braucht keine Augenbinden mehr. Ihr habt mehr gesehen und erfahren, als die meisten Menschen der Erde jemals begreifen können.“

Sie stiegen die erste Leiter hinauf, dann die zweite, die dritte und weiter, bis sie den obersten Raum des Pueblos erreichten. Tom schob den schweren Riegel zurück und wollte soeben die alte Tür öffnen, als er mahnend den Finger hob: „Schützt eure Augen, die Sonne kann äußerst schmerzhaft sein.“

Ron und Lisa befolgten den Rat und wenige Momente später waren sie durch die Tür, atmeten gierig die frische Luft, die Hände immer noch vor den Augen.

„Herrliche Luft“, freute sich Ron, „endlich Luft.“ Vorsichtig versuchte er zwischen seinen Fingern hindurch zu blinzeln, hui, es war doch heller, als er geglaubt hatte.

Nach einer Minute hatten sich ihre Augen an das grelle Tageslicht gewöhnt. Sie blickten sich um. Ja, sie standen wieder auf der obersten Plattform des geheimnisvollen Pueblos. An der Wand neben der Tür war das Zeichen, dessen Herkunft ja nun in eindrucksvoller Weise geklärt worden war. Lisa strich mit ihrer Hand über die Wand, zeichnete mit der Fingerspitze die Konturen des verblassten Symbols nach.

Der Indianer, der ihnen vor drei Tagen die Tür geöffnet hatte, stand jetzt auch wieder hier, schaute sie mit ernster Miene an.

Die Tür wurde hinter ihnen geschlossen, laut der schwere Riegel bewegt.

Ron schaute über den Rand des Pueblos. Unten, etwa fünfzig Meter vom Gebäude entfernt, stand ein Pickup, wahrscheinlich der, von dem er den Schlüssel hatte. Langsam stiegen sie die Leitern hinunter, bis sie wieder festen, wenn auch staubigen Boden unter den Füßen hatten.

„Den Schlüssel habt ihr“, Tom schaute Ron an, „kennt ihr auch den Weg aus dem Reservat? Nein? Okay, dann wird mein Freund hier vorausfahren und euch bis an den Rand der Mesa begleiten.“ Auf Toms Zeichen lief sein Stammesbruder los, verschwand um die Ecke des Pueblos und kam dann mit einem zweiten Pickup zurück. Ron und Lisa warfen ihre wenigen Habseligkeiten auf die Ladefläche und bestiegen den für sie bestimmten Wagen.

„Und wie kommt der Wagen zurück?“, wollte Ron wissen.

„Den holen wir uns wieder, beim `George-Motel`, wenn ich richtig informiert bin.“

„Ja, da wohnen wir. Dann fahren wir jetzt.“

„Viel Glück“, rief Tom Datchongvi ihnen noch zu, aber durch das aufheulende Dröhnen zweier Pickup-Motoren war dies nicht mehr zu hören. Langsam setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung.

Wieder sahen sie die Frauen und die Kinder, die sie auf der Herfahrt schon bemerkt hatten. Wieder standen sie abseits und nur gelegentlich schaute eines der Kinder auf.

„Ist schon komisch, hier draußen sieht es aus, als hätte sich kaum etwas verändert. Alles liegt so friedlich da, so verdammt ahnungslos“, bemerkte Ron und versuchte durch den aufwirbelnden Staub seines Vordermannes so gut es ging, die Straße zu

erkennen, „komm schon, du indianischer ROUTE 66-Fan, mach´ nicht solchen Staub.“

Lisa hatte sich die ganze Zeit grübelnd zurückgelehnt. Ihre Augen waren geschlossen. Sie war froh, wieder draußen zu sein. In Gedanken weilte sie jetzt bei ihrer Familie im schwedischen Östersund, sah sich unter ihnen, nahm den Geruch des Stalles und den Duft des frischen Heus nach der Ernte wahr, hörte die Katzen und die Hühner, die Landmaschinen, wenn sie in den frühen Morgenstunden aufs Feld hinausfuhren. Und sie spürte die Last und die schwere Arbeit, die der Hof ihren Eltern und dem Bruder abverlangten. Sie waren einfache, ehrliche Leute dort. Kannten nichts von Hopi-Indianern, ihren Prophezeiungen und vom kosmischen Zwölferrat. Und diese braven Leute sollten jetzt büßen? Leiden für die Taten raffgieriger Menschen? Nein – und nochmals nein.

„Was hast du gerade gesagt?“, schreckte Ron sie aus ihren Gedanken. „Was ist mit ROUTE 66?“

„Na, der Wagen vor uns. Schau, an der Rückseite seiner Ladeklappe. Hast du schon mal ein solch tolles ROUTE 66-Schild gesehen?“

Immer wenn der vorausfahrende Kleinlieferwagen durch eines der unzähligen Schlaglöcher fuhr, glänzte für einen kurzen Augenblick das ovale Schild in der späten Mittagssonne, blendete fast.

„Hat die ROUTE 66 nicht Kultstatus?“

„Ganz genau, Lisa. Sieh´ mal, der Indianer vor uns hält jetzt. Dann geht es ab hier die Mesa hinunter. Ja genau, dort auf dem Schild wird der Weg zur Reservationsgrenze und nach Winslow angegeben.“

Sie hielten.

Der Indianer war ausgestiegen und kam an ihren Wagen: „Lasst den Schlüssel einfach stecken, wenn ihr beim Motel angekommen seid. Jemand von uns wird das Auto dann bei Gelegenheit holen.“ Dann drehte er sich um, bestieg wieder seinen Pickup, wendete und war bald hinter einer Staubwolke verschwunden.

„Darf ich auch mal fahren?“, stieß Lisa ihren Freund an, der gerade den Wagen starten wollte: „Okay, kein Problem. Wenn du dir das zutraust, bitte!“

Die Landschaft flog an ihnen vorbei. Ehe sie es sich versahen, waren sie schon wieder eine ganze Weile unterwegs.

„Hey, meine Uhr geht wieder“, bemerkte Lisa plötzlich. Instinktiv schaute auch Ron auf seine Uhr. „Ja, meine läuft auch wieder, komisch.“

Sie betrachtete Rons Gesicht: „Ich finde, da gibt es noch etwas, was komisch ist.“

„Ja? Was denn?“

„Fühl' doch mal an dein Kinn. Fällt dir auf, dass du in den drei Tagen bei den Hopi keine Bartstoppeln bekommen hast? Oder hast du dich während der drei Tage dort rasiert?“

„Nein“, antwortete Ron überrascht, tastete abermals sein Kinn ab, „wie hätte ich mich denn da rasieren sollen. Aber du hast recht. Das ist komisch.“

„Läuft unter dem Pueblo beim Kachina die Zeit möglicherweise anders? Oder bleibt sie gar stehen?“

„Wer weiß das schon“, entgegnete er, „aber drei Tage dort, puh, das reicht mir. Ich habe sowieso mehr gehört, als ich wollte und jetzt noch die schier aussichtslose Aufgabe, die Menschen zu retten. Ausgerechnet wir, Mann, was denken die sich denn? Als wenn jemand auf uns hören würde.“ Ihm fielen die Worte des Kachina ein, über den Zerfall der Familien. Auch dort beginnt das Ende der familiären Gemeinschaft damit, dass niemand mehr dem anderen zuhören will. Aber unsere Familie werde ich wieder zusammenbringen, falls es uns gelingt, der Vernichtungssorgie des kosmischen Rates zu entgehen.

Unterdessen war Lisa immer stiller geworden und schneller.

Sie beschleunigte immer mehr ohne es zu merken. In Gedanken war sie wieder bei der Prophezeiung, die nach den Worten des Kachinas jetzt scheinbar unaufhaltsam ihrer Erfüllung zusteuert. Ein Gefühl der Resignation, Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit stieg in ihr hoch. Könnten sie es überhaupt schaffen, das Ende hinauszuzögern, vielleicht es sogar ganz verhindern? Lächerliche Utopie, malte sie sich aus. Wer draußen in der Welt würde ihnen zuhören, wenn selbst den Hopi in all den letzten

dreißig Jahren kein Gehör geschenkt worden war?

Ihre Zweifel wurden von Minute zu Minute übermächtiger bei dem Gedanken, die Eltern nie mehr wiederzusehen. Wie gern würde sie Mutter und Vater noch einmal in die Arme nehmen. Und mit Ron wollte sie ihr Leben verbringen, nichts von dem sollte ihr noch vergönnt sein?

„Hey, Lisa, du fhrst zu schnell.“ Ron reagierte erschrocken, als Lisa mit versteinerner Miene und Tränen in den Augen die Straße hinunterraste. „Lisa, in Gottes Namen, fahr nicht so schnell, pass´ auf - die Kurven! Langsam, nachher passiert noch etwas.“

„Es ist doch alles egal“, weinte sie und klammerte sich noch energischer ans Lenkrad, als wollte sie es nie mehr loslassen. „Ob ein paar Tage früher oder später. Wir sterben doch sowieso alle.“

„Du irrst dich, Liebes. Alles hat einen Sinn. Ich liebe dich, das hat Sinn. Ich will nicht sterben und werde darum kämpfen zu leben, wie es der Kachina gefordert hat, das hat Sinn. Und du kmpfst, um deine Familie in Schweden wiederzusehen, auch das hat Sinn. Nur, bremse ab. Bitte fahr´ langsamer!“

Er sah den steilen Abgrund an seiner Straßenseite. Wieder schoss das Fahrzeug nur knapp an dem unbefestigten Straßenrand entlang.

In der nächsten Linkskurve passierte es dann.

Der Pickup brach hinten aus und schleuderte um Haaresbreite an einem Abhang vorbei. Lisa trat mit voller Kraft auf die Bremse. Quietschend rutschte der Wagen, drehte sich um hundertachtzig Grad und blieb dann unmittelbar vor dem Abhang stehen. Sie fiel mit dem Oberkörper aufs Steuer, begann lauthals zu schluchzen. Der ganze Seelenschmerz, die Anspannung, alles das kam jetzt heraus. Sie stieß die Tür auf, sprang aus dem Wagen und lief die Straße hinunter. Ron bekam plötzlich Angst um sie, sprang aus dem Auto, und eilte ihr mit langen Sätzen nach. Nur Sekunden später hatte er sie am Arm, zog sie an sich und hielt sie fest umklammert. Er wusste, was sie gerade durchlebte. Sie standen da, mitten auf der staubigen Straße, nur einige Meter vom roten felsigen Abgrund entfernt.

Hinter ihnen keuchte der alte Motor des Pickups, der mit den offenen Wagentren

aussah, als hätte er übergroße Ohren und wolle sie belauschen.

Ron starrte in die Höhe. Er dachte an nichts, beobachtete am tiefblauen Himmel zwei Geier, die geduldig ihre Kreise zogen. Erst der entfernte Schrei eines Koyoten klang wie eine Aufforderung, ließ Ron und Lisa wieder aufwachen, die Köpfe anheben. Langsam gingen sie Hand in Hand zurück zum Wagen. An der offenen Beifahrertür nahm er ihr Gesicht zwischen seine Hände und schaute sie an: „Jetzt fahren wir zu Trucker George. Der wird sich bestimmt schon Sorgen um uns machen. Ich werde wieder fahren. Bist du okay?“ ...

Navajo-Reservat

In der kleinen Navajo-Siedlung, keine zwei Kilometer vom trennenden Zaun zum Hopi-Reservat entfernt, begann eine seltsame Wanderung der Einwohner zum Dorfplatz einzusetzen. Frauen und Männer, Kinder und Greise kamen aus ihren Hogans, den sechseckigen Häusern, ins Freie.

Einige sangen, viele schlugen Trommeln oder ließen ihre Rasseln im monotonen Rhythmus ihres Ganges erklingen. Es war eine gespenstische Zeremonie, dazu die unerklärliche rötliche Himmelsfärbung mitten am Tag.

Curt Wesley und Nicole Samisse, die zwei Astronomen, standen am Eingang zur Indianer-Siedlung, hatten den Motor ihres Wagens abgestellt und schauten sich die seltsame Prozession an.

„Was zum Herrn mag das bedeuten?“, murmelte Nicole beeindruckt und hielt sich besorgt die Hand vor den Mund. „Genau wie in den anderen Dörfern, durch die wir kamen. Das ist geradezu unheimlich.“

Wesley sah, wie sich die Navajos auf dem freien Platz, der die Dorfmitte bildete, in Kreisform zusammensetzten, dabei noch inbrünstiger sangen und auch heftiger trommelten: „Sollte der heutige Tag vielleicht ein Navajo-Feiertag oder etwas Ähnliches sein, und dass deshalb alle den gleichen Zauber veranstalten?“

„Ich denke, es ist etwas ganz anderes, Curt“, flüsterte sie, während sie sich zu ihm

rüber beugte. „Ich glaube, der alte Kachina-Führer stirbt und die Indianer spüren das. Sie veranstalten hier eine Art Trauerfeier für ihn. Und dazu der rote Himmel, das ist doch alles sehr unheimlich, findest du nicht?“

„Aber das sind doch Navajo-Indianer. Wieso sollten die um einen Hopi trauern?“

„Ich bin davon überzeugt, dass der Kachina kein Hopi ist, vielleicht nicht einmal Indianer. Nachdem, was man uns alles über ihn erzählt hat, soll er nicht von diesem Planeten stammen. Ich habe da ein ungutes Gefühl. Lass uns schnell weiterfahren, um endlich die Tafelberge zu erreichen, bevor der Himmel völlig durchdreht und es noch dunkler wird!“

Sie verließen das Dorf wieder.

Tatsächlich hatte Wesley die Scheinwerfer seines Wagens mittlerweile einschalten müssen.

Auf einer Anhöhe zu den Mesas, den bewohnten Bergen der Hopis, stoppte er das Fahrzeug, stellte den Motor ab und lauschte durchs offene Seitenfenster. Wie das dumpfe Getrappel einer riesigen Bisonherde überzog ein nimmer müde werdendes Trommeln die Weiten der Landschaft und es wurde durch das Echo zwischen den Bergen noch intensiver.

Als sie ihren Weg fortsetzten, lehnte sich Nicole an ihren Geliebten. Etwas Musik würde jetzt vielleicht nicht schaden, dachte sie und drehte am Knopf des Autoradios. Doch überall liefen Reportagen und Interviews über das seltsame Verhalten der Indianerstämme im gesamten Südwesten der US-Staaten. Überall in den Reservationen soll ein Trommeln eingesetzt haben, so wie der ganze nordamerikanische Himmel von einer roten bis violetten Farbschicht überzogen war und die Sonne kaum noch durch sie hindurch drang. Den Meteorologen zufolge, so das Radio, waren sowohl die Himmelsverfärbungen, wenn auch nicht so intensiv, selbst im entfernten Osten der USA zu sehen. Den Radioreportern nach herrschte allerorts große Unwissenheit, selbst bei Fachinstituten. Angstvolle Ratlosigkeit begann sich an vielen Orten des gesamten Landes auszubreiten.

„Es wissen eben nur die wenigsten von der Erfüllung der Hopi-Prophezeiung“, lachte

Nicole zynisch und rückte noch dichter an Wesley heran, der weiterhin voller Sorge dem Autoradio lauschte. „Wer weiß, was uns im ersten Hopi-Dorf erwartet, das wir erreichen werden.“

San Francisco Mountains

Sie mussten sehr wachsam sein, das wussten die Männer. Und ihnen war klar, dass die Verfolger immer näher kamen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie angreifen würden. Also hieß es aufpassen, besonders jetzt bei diesen Lichtverhältnissen.

Während Ron sich zu Jojo gesellte, um beim Kachina-Führer zu bleiben, verschanzten sich Tom, Little G. Wing und Crow mit ihren Gewehren halbkreisförmig einige Meter unterhalb des Kultplatzes hinter den Felsen.

Es war wegen des ungewöhnlichen Dämmerlichts, das jetzt eine rot-violette Färbung bekam, sehr schwer, die Angreifer im unübersichtlichen Gelände auszumachen. Außer dem unaufhörlichen Trommeln, das von den weiten Ebenen zu ihnen herauf schallte, war es verdächtig still am Berg. Das helle Licht um den steinernen `Altar` herum machte sie zu perfekten Zielscheiben.

Beim erneuten Versuch, über den Notruf der Navajo Tribal Police Station Hilfe anzufordern, bemerkte Little G. Wing, dass sein Funkgerät nicht mehr funktionierte. Es hatte eine große Delle in der Ummantelung, hatte wohl durch einen Querschläger bei der letzten Schießerei etwas abgekriegt. Hilfe konnten sie also nicht anfordern. Sie waren auf sich allein gestellt.

Plötzlich durchriss ein markerschütternder Schrei die Luft. Er kam von Crow, der die Westseite absicherte.

Zenga, einer der Gangster, hatte sich unbemerkt von hinten an Crow heranschleichen können und ihm mit einem mächtigen Schlag seines Gewehrkolbens das Knie gebrochen. Crow stürzte schreiend zu Boden, wollte noch einen Schuss auf seinen Angreifer abfeuern, aber schon hatte Zenga ihm mit einem weiteren mörderischen Schlag den Schädel zertrümmert. Crow war sofort tot.

Tom hörte Crows Todesschrei in einer Entfernung von zwanzig Metern. Er schaute hinüber, doch es war zu spät. Dennoch zögerte er keinen Augenblick, sprintete heran, und während er auf Zenga zusprang, zog er eine zwanzig Zentimeter lange Stahlnadel aus dem Rückenteil seines Gürtels und stach sie dem Gangster mitten ins Herz, noch bevor dieser sein Gewehr hochreißen konnte.

Zenga spukte Blut, röchelte noch einige unverständliche Worte und nach einigen Zuckungen blieb er leblos liegen.

Little G. Wing hatte trotz des rasanten Ablaufs und des eingefärbten Lichts alles genau verfolgen können, war erschrocken und sprachlos über die Schnelligkeit, mit der Tom seinen Angriff ausgeführt hatte. Und dann fiel ihm der tote Hopi von den Wupatki-Ruins ein: Ist jener nicht auch durch feine Einstiche in der Herzgegend getötet worden?

Durch das Trommeln, Rasseln und dem lauten Gesang von Jojo bekam Ron von dem Kampf nichts mit. Außerdem war er zu sehr mit dem Kachina beschäftigt, dem es von Minute zu Minute schlechter zu gehen schien. Er verlor immer noch Blut, und es gelang ihnen nicht, den Blutaustritt zu stoppen.

Verzweifelt rief er nach Tom.

Dieser hörte das Rufen und kam eilig zu ihnen an den Felsentisch. Ron wusste durch Little G. Wing, dass Tom Datchongvi, ebenfalls Hopi, einige Semester Medizin studiert hatte: „Sieht schlimm aus, nicht?“

Tom nickte und untersuchte die Blut durchtränkten Notverbände.

„Tom, ich hörte, dass Kachinas durch Schussverletzungen eigentlich nicht getötet werden können, doch jetzt scheint es wohl anders zu sein?“

„Leider ja!“, entgegnete Tom seufzend. „Er kann, so die Waffe gegen ihn persönlich gerichtet ist, jetzt sehr wohl sterben, besonders, da er schon so geschwächt ist.“

„Und was war mit dem Mordversuch an ihn in Frankreich? Ich hörte davon.“

Tom schaute Ron an, als wolle er ihm mit seinen Augen zu verstehen geben, dass dies im Moment doch völlig unwichtig sei. Aber dann entschloss er sich, mit wenigen Worten die Begebenheit in Frankreich zu schildern, jedenfalls so, wie er sie von seinem Vater erzählt bekommen hatte:

„Es muss am späten Vormittag des 24. Mai 1940 im französischen Charleville gewesen sein. Die deutschen Truppen hatten von drei Seiten die britischen Verbände im französisch-belgischen Grenzgebiet bis zur Kanalküste bei Ostende zurückgedrängt und hielten dort rund 350.000 Soldaten umklammert. Der befehlshabende Panzergeneral hätte mit Hilfe der Luftwaffe und den östlich und nördlich gelegenen Panzertruppen die eingekesselten Soldaten vernichtend schlagen und einen entscheidenden Sieg davontragen können.

Doch es kam anders.

Im Hauptquartier in Charleville machten sich ein gewisser Generaloberst Runstedt und Adolf Hitler hinter verschlossenen Türen daran, die Erfolg versprechendste Strategie für einen schnellen Sieg festzulegen. Als Runstedt für kurze Zeit den Raum verlassen hatte, sah sich Hitler plötzlich von rötlichem Licht umgeben und einem seltsamen Fremden gegenüber, der wie aus dem Nichts aufgetaucht zu sein schien. Es war unser Kachina, der Hitler zur Besinnung bringen wollte. Dieser, vom Mystischen ohnehin begeistert, glaubte an einen Götterboten, der, auf seiner Seite stehend, ihm zum glorreichen Sieg verhelfen wollte. Dessen Aufforderung, die Eingeschlossenen zu verschonen, würde einem höheren Ziel dienen. Hitler gehorchte. Plötzlich trat ein junger SS-Offizier in den Raum mit einer dringenden Depesche von einem der Generäle. Dieser sah, wie der Kachina gerade die Hand nach seinem Führer ausstrecken wollte, ahnte Gefahr und zog seine Waffe. Der Kachina wurde getroffen und verschwand vor den Augen der beiden Nazi-Deutschen. Als von Runstedt wieder den Raum betrat, war der junge SS-Mann auf Weisung seines Führers durch einen Nebenausgang verschwunden.

Die Geschichte hat dann gezeigt, dass Hitler tatsächlich den Angriff vor Dünkirchen, für spätere Historiker unerklärlich, stoppen ließ und die eingeschlossenen Soldaten von England aus mit Hunderten von Schiffen und Booten evakuiert und somit gerettet werden konnten. Bis heute rätseln Militärs und Politiker immer noch um den wahren Grund seiner damaligen Entscheidung. Von dem SS-Offizier hat man nie mehr etwas gehört. Der Kachina konnte zu jener Zeit nicht getötet werden, da der junge verblendete

Mann nichts anderes wollte, als seinen geliebten Führer zu beschützen.“

„Deshalb das Hakenkreuz im Fluchttunnel unter dem Pueblo. Dann war bei Hitler sein letztes mahnendes Auftreten?“, ergänzte Ron und deutete mit dem Zeigefinger zum Kachina-Führer auf dem Altartisch.

„So ist es!“, nickte Tom. „Als fünf Jahre später die Amerikaner die Atombomben auf Japan warfen, wurde er zum ersten mal so schwer krank, dass er nicht mehr richtig auf die Beine kam. Seit damals, seit seiner Bettlägerigkeit, haben die Hopi-Delegationen die Aufgabe übernommen, die Politiker in aller Welt auf die Zerstörung der Erde, der Tiere und der Menschen hinzuweisen. Mit welchem Erfolg, sehen wir jetzt. Nichts hat sich geändert, und darum werden wir alle wohl sterben müssen.“ ...

ENDE